

Der Mörder

Autor(en): **Huebner, Lotte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572139>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ihm abgerechnet. Wenige Tage hernach wurde er ernstlicher leidend, sodaß er manchmal daran dachte, ins Krankenhaus zu gehen. Doch bäumte er sich gegen das Leiden auf und versuchte selbst im Fieber sein altes Wesen rastloser Gewinnjucht weiterzutreiben. Auch verschmähte er ärztlichen Rat, wozu ihn seine Hauswirtin aufzurütteln suchte; denn sie ängstigte sich um ihren Miets Herrn, desgleichen sie so leicht nicht wieder finden mochte. Als er sich in seinem elenden Zustand endlich entschloß, um der Pflege und ordentlichen Essens willen ins Krankenhaus überzusiedeln, fand er jedoch keinen dringendern Gedanken, als der Stadt die Heilkosten aufzubürden; denn in ihrem Dienst habe er sich die Krankheit geholt, in jener Brandnacht nämlich, an der Feuersprizke. Selbst in den irren Fieberträumen seines Leidenslagers stieg ihm dieser Anspruch immer wieder empor und äußerte sich bald in drohenden Worten, bald flehentlich und weinerlich. Sogar der Gram über Storzels verlorenes Darlehen und seine Sorge um die Arbeit, die nun liegen bleiben mußte, bewegten seine Seele nicht gleichermaßen. Genau zwei Tage lang trieb er so sein Fieberwesen unter der Hand der ohnmächtigen Ärzte. Dann war er getilgt und weggewischt. . .

Das Schicksal, wie es manchmal seine Spässe mit den Menschen treibt, verfügte den heitern Schabernack, daß ein leichtsinniger Trunkenbold, Hänflings Schwager,

von dem der ängstliche Sparer manchmal taler- und fünfmarkweise angepumpt worden war, zuweilen freilich vergebens, zur Erbteilung kommen mußte und im Namen seiner Frau, geborenen Hänfling, ein erfreuliches Erbe antrat: gegen vierthalbtausend Mark, die sich der Aengstliche am Munde abgespart hatte, um im Alter nun nichts davon zu genießen, wie er sich davon törichterweise in der Jugend nichts gegönnt hatte. In seinem Rechenbüchlein fanden sich einigemal auf der Ausgabenseite, fast ohne jede Gesellschaft, kleine Beträge verzeichnet, mit dem ingrimmigen Zusatz etwa: „Schwager Degen, dem Lump geliehen!“ Einmal hieß es gar: „Dem unverbesserlichen Süffel“; darunter aber stand, dreifach rot unterstrichen: „Hänfling, werde hart!“ Es ist aber fraglich, ob es der Unverbesserliche je gelesen hat. . .

Bald nach Hänflings Hinscheiden kam das Gerücht auf, der Porzellanmaler habe ein Tagebuch geführt, gewissermaßen Erinnerungen oder Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. Dieses Gerücht mutet befremdend an; man fragt sich, wo der Arbeitsame zu solch uneinträglicher Nebenarbeit die Zeit hergenommen. Umso mehr müßte man sich freuen, kämen eines Tages diese sagenhaften Aufzeichnungen noch zum Vorschein, wäre es doch so belehrend wie unterhaltfam, zu sehen, was sich diese Seele vom Leben und von der Welt für ein Bild gemalt hat!

Der Mörder.

Nachdruck verboten.

Südtalientische Novelle von Lotte Huebner (Lo Lott), Hamburg.

Er hieß Antonio Fumagalli. Aber die Leute von Tremestieri nannten ihn dann nur noch den „Mörder“. Ich habe schon oft seine Geschichte erzählen wollen, wenn irgend ein Leben, vor dem die Schönheit Halt zu machen schien, gleich dem seinen verrann, und habe es nicht getan aus furchtsamer Scheu vor meinem Besitz. Nun aber, da die Telegraphen unter all den Schreckensnachrichten auch diese gebracht: Messinas Zuchthäuser sind geöffnet, nun, da Antonio, der Mörder, irgendwo unter den Trümmerhaufen der Heimat, der Sonne der Freiheit fluchend, den letzten Sinn seines Daseins begrub — nun soll die Geschichte erzählt werden.

Der Zug fuhr in das dumpfe Dunkel der Bahnhofshalle von Neapel. Die Lichtfluten der Campagna, die das Auge auf der langen Fahrt stählern gemacht hatten, zogen sich kreisförmigen Wogen gleich in seine Kühle und verwüchten alle Konturen. Der Dampf der stugenden Maschine, der nach hinten getrieben lange Schwaden warf, ward zum feuchten Dunst, in dem Silhouetten von wartenden Menschen kamen und

schwanden. Nichts Sicheres war. Ich stand am Fenster und gab mir kaum die Mühe, im Hinaussehen jemand auf dem Bahnsteig zu finden, der meiner wartete. Da schob sich plötzlich eine Figur vor und rechte sich bis in die Helle des Tages, daß die Strahlen der Sonne sie scharf aus dem Luftgewirr hoben. Und ich



Neu-Buonas. Südfassade des 1870 erbauten „neuen“ Schlosses.

sah eine Jünglingsgestalt voll Kraft in den beweglich-schlanken Gliedern, sah zwei große Augen leuchtend spähen und dann ein schmales, energisches Gesicht, terrakottafarben verbrannt, auf das übervolles schwarzes Kraushaar den Kranz des Dämons zu legen schien.

Neapel!

Und als gälte es, dieses Menschenbild als einen einzigen, gewaltigen Ausdruck der Stadt zu fassen, die wie ein gärendes Wunder mir entgegenschlug, achtete ich nur seiner.

«A mia Signora! Buon giorno, amica mia!»

Erschreckt fuhr ich zusammen, als diese Worte an mein Ohr kamen. Freundesarme hielten mich, und für den Augenblick der Begrüßung vergaß ich mein geschautes Bild.

„Antonio!“

Der Gatte meiner Freundin, der junge Graf Quaranta, rief kurz diesen Namen. Und gleich darauf sah ich in die schlanken Glieder meines Bildes Leben kommen, sah mit gravöser Würde mein kleines Gepäck auf jenen schwarzen Lockenkopf geladen und davongetragen, in der schaukelnden Anmut, mit der die Schöpfung hier unten alle Kreatur gesegnet hat.

Antonio war Diener im Hause meiner Freunde. Der alte Graf hatte ihn aus der Campagna von Tremestieri auf Sizilien heraufgeschickt, damit er in Neapel Gutes tue und etwas lerne. Das war ungefähr alles, was ich in den ersten Tagen über Antonio erfuhr, obgleich ich gern mehr gewußt hätte; denn er war für mich der interessanteste Mensch meiner Umgebung, und niemals hörte ich auf, ihn zu beobachten. Er war folgsam und geduldig, und doch ließ es sich annehmen, daß hinter seinen verschlossenen Lippen ein Fluch erstarrt, so trotzig trugen sie den unterwürfigen Respekt. Antonio sprach zu niemandem ein

unnützig Wort. Dafür war ihm der Haß der Dienerschaft gewiß, der sich in kalten Maffaroni und allerlei geringern Schikanen kundtat. Aber ich merkte, daß er ihn wie ein Weiser trug, der eben weiß: Die Uebel dieser Welt sind nur da, um eines Tages vergolten zu werden!

Antonio konnte singen; wenn er am Brunnen stand und über dem Marmorstein am fließenden Wasser die Wäsche wusch, sang er stundenlang, bis die Arbeit getan. Er sang eigentlich nur ein Lied. Und das handelte von einem Burtschen, der aus seiner Heimat zog, um Soldat zu werden. Er ließ seine Liebste zurück und nahm nun Abschied von ihr, der Geliebten, von den Geschwistern allen, dem strengen Vater, vom Gsel und dem Himmel, den Bergen, den Apfelsinen und so weiter. Der Refrain war: Addio, Rosi! Aber dieses Rosi, das im letzten Ton zu schriller Höhe ging, kam so zart, so schmerz-tönig heraus, daß ich wußte, Antonio trägt eine Liebe in seinem Herzen. Sonst hätte er den Mädchennamen nicht so singen können. So nicht.

Die Sonne brannte an diesen Wäschetagen auf sein Kraushaar, und die bronzefarbene Haut seines jungen Körpers glänzte in ihren Strahlen; denn er hatte den Rock ausgezogen und die Ärmel des weit geöffneten Hemdes aufgestreift. Er hantierte mit selbstverständlicher Leichtigkeit die großen Eimer, und niemals rann ein Tropfen Schweiß von seiner Stirn, doch sah man, daß er es nicht gern tat. Sein Blick ging dann und wann von der Arbeit fort zu den Steinmauern, die den Palazzo Quaranta absperreten und standen wie in einer Sehnsucht auf dem wappenschweren Eisentor. Dann stieß er wohl mit den Eimern auf die Steine, und die starken Muskeln krampften sich zusammen, als triebe sie Leidenschaft und Zorn. Doch wenn Schritte tönten, tat er nicht dergleichen und wusch weiter.

So war Antonio.

Für mich war er nicht der Bursche, der zufällig von dem Landgut des Grafen zum Dienst in die Stadt gebracht worden war. Für mich war er ganz Süditalien, ganz jenes Land, das die rohesten Instinkte in Schönheit wiegt, das einen Vulkan von Leidenschaften jedem seiner Söhne in den Busen legt und ihn lachend leben läßt aus jenen Tiefen, hinter denen das Verderben schreit...

In der Zeit, da der Frühling mit den aufblühenden Myrtenbäumen über Nacht nach Neapel kam und die Mandolinenserenaden im gegenüberliegenden Grand-Hotel jedem Abend die Ruhe nahmen, schlug der Conte Quaranta eine Reise aufs Land vor. Maria Quaranta und ich freuten uns auf die ländliche Einfachheit Siziliens, auf Gieritte und auf Sonnen- und Meerbäder im Golf von Messina. Wir machten allerhand Vorbereitungen für unsere «villeggiatura»; denn diese Landbesitze süditalienischer Magnaten sind von primitivster Einfachheit, und die Natur ist wohl das einzig Vollkommene.

„Was machen wir mit Antonio?“ fragte der Graf plötzlich mit Unruhe in die beschauliche Vorfreude unserer Reise. „Wir können ihn doch nicht jetzt schon zurück nach Tremestieri bringen?“

Maria Quaranta fuhr erschreckt auf, und ich wollte, im höchsten Maß interessiert, das Warum dieser Frage erörtern, als Antonio in das Zimmer trat. So konnte ich nicht fragen; dennoch wußte ich: Antonio hatte seine Geschichte.

Und wie die war und endete, das werden wir erfahren.

Am nächsten Tag hatte der Graf beschloffen, daß Antonio mit der alten Kammerfrau in Neapel zurückbleibe. Als er unser Gepäck am Mittag



Neu-Buonas. Halle.



Neu-Buonas. Speisesaal.

auf den Landungsquai trug und noch da stand wie zu Bronze gewordene Sehnsucht, dem Schiffe nachblickend mit Augen voll Haß und Willen, da wußte ich: Antonio blieb nicht lange in Neapel zurück.

Wir hatten eine schöne Fahrt. Der Himmel blaute über der Stadt, die mit ihren weißen Palästen in der klaren Luft verschwand. Der Vesuv drohte nur schwarz-gelb über sie hin, und Castellamare und das leuchtend-ferne Ischia schwanden. Wir waren bald hoch auf See und fuhren unter Mandolinenklang glatt weg.

Gegen den tiefen Abend landeten wir in Messina, das in seiner langen Lichterreihe am Meer wie eine wandelnde Prozession ausah. Die Sonne war gesunken. Aus der Klarheit der Abenddämmerung schob sich der schneeschimmernde Aetna wie ein Gespenst, das mit seinen dunkeln Falten in den verschimmenden Linien der Höhen von Taormina seinen Mantel über die Wohnungen der Menschen zog. Wir drängten rasch durch die laute Menge am Quai, um noch vor Mitternacht Tremestieri zu erreichen, das an der Linie Messina-Catania liegt. In der gleißenden Helle der Nacht, das Meer dann und wann gewährend wie ein wehendes Tuch im Osten, fuhren wir durch die Berge.

Der alte Graf erwartete uns auf der Station von Tremestieri in seinem Kabriolett, das zwei flinke Maulesel zogen, und wir fuhren in unaufhörlichen Schlangenlinien zu dem Kastell hinauf, das seit Jahrhunderten der Stammsitz der Duaranta ist. Es war ein altes verfallenes Schloß, wie ein Vogelnest an die Spitze eines Berges geklebt, und war Fels- und Hühnerstall zugleich. Aber weil die Fenster hoch im gotischen Bogen gehalten waren und zwei mächtige Kandelaber düster über alte Wappen leuchteten, weil die Dienerschaft in demü-

tiger Haltung, das Kreuz schlagend, uns begrüßte, wirkte es vornehm.

Der Graf stellte Maria Duaranta, die zum ersten Male kam, den Leuten vor und hatte für jeden ein lebenswürdiges Lächeln. „Wie geht es, Rosita?“ fragte er mit besonderer Wärme eine alte Frau, die über dem kurzen Faltenrock einen Ring Schlüssel hielt.

Rosita! Mir fiel Antonios Lied ein und seine Stimme, die so schön den Namen sang.

„Rosita, Herr Graf, ist seit Weihnachten verheiratet, unten in Tremestieri mit dem reichen Fruchthändler Giuseppe Tomasi! Die Madonna segne sie!“ Sie schlug das Kreuz.

„Molto bene, molto bene,“ sagte der Graf und wandte sich zu seinem Vater. Ich hörte, daß sie von Antonio sprachen, und sah, daß sie besorgt die Köpfe schüttelten.

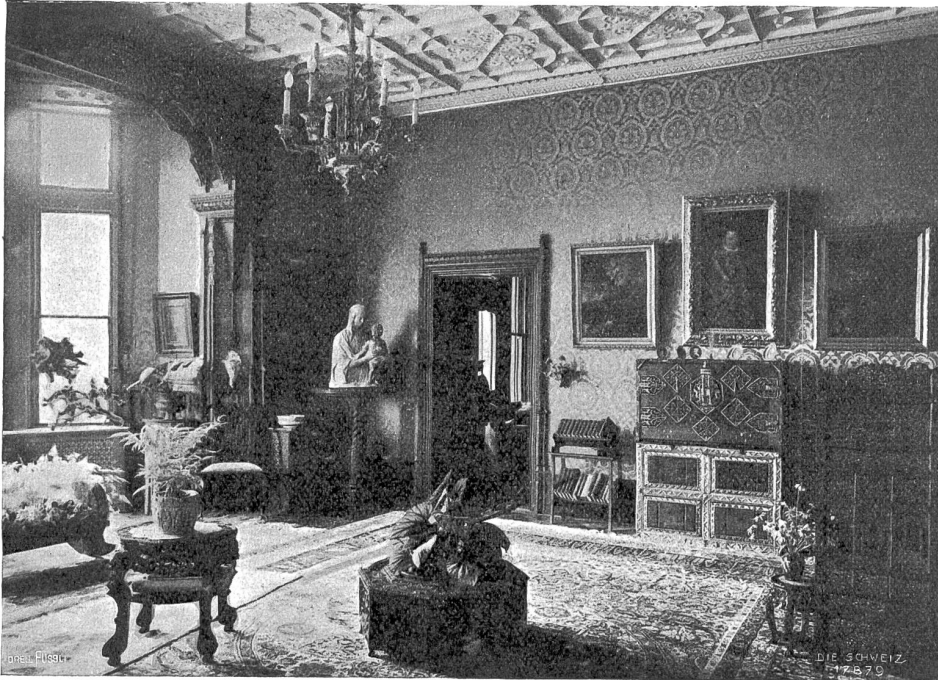
Am nächsten Sonntag gingen wir hinunter nach Tremestieri zur Frühmesse. Die Kirche war klein; aber innen war sie schön, wenn die Beterinnen knieten in weiten faltigen Röcken, wenn beim Läuten zur heiligen Wandlung sich die bunten breiten Kopftücher über schaukelnde Ohringe aus Gold oder Korallen schoben und die schwarzen Locken der Männer auf die braunen Stirnen fielen! Als wir aus dem Dunkel der Kirche traten, sah ich einen Burschen, der Antonio glich, wie er damals in der Bahnhofshalle von Neapel stand.

„Das ist Antonio!“ rief ich. Der Graf fuhr zusammen. „Unsinn!“ sagte er rasch. „Sie sollen den Teufel nicht an die Wand malen!“

„Ist denn Antonio ein Teufel?“

Nach der Art der Italiener zuckte er mit den Schultern, ohne zu antworten.

Wir hatten uns vorgenommen, nach der Messe Rosita zu



Neu-Buonas. Salon.

besuchen. Denn einmal war sie die Großtochter der alten Beschließerin vom Kastell, überdies auch die Milchschwester des Grafen. Wir mußten durch das Dorf gehen. Die ersten Rosen rankten sich mit ihren Knospen um die Wände und wucherten in saftigen Büscheln auf den platten Dächern. Rudel von halbnackten Kindern liefen über unsern Weg und kreckten braunverbrannte Hände bettelnd und entgegen oder gafften in staunender Scheu. Junge Burschen und Männer lagen in der Sonne um den Brunnen. Dann und wann zog ein Eselkarren über das schlechte Pflaster, in dem der Fahrer faulenzend träumte.

Rosita bewirtete uns mit Wein und Feigen. Auch die alte Beschließerin war vom Kastell heruntergekommen und stand prozend und geehrt an der Spitze des gedeckten Tisches. Rosita zeigte uns den Wohlstand ihres Hauses, den Eselstall und den Laden und die Vorräte im Keller. Dann rief sie ihren Mann und schob ihn vor in Scham.

„Ist er nicht besser als Antonio, Rosita?“ fragte der junge Graf.

Rosita nickte und ward rot, und Giuseppe Tomasi streckte sich und sagte: „Non c'è male (Ist nicht vom Uebel!)“

Da lachten alle, nur Rosita schlug angstvoll das Kreuz und flüsterte wie für sich:

„Wenn ich mich nur nicht dem Antonio bei der Madonna de' Sassi versprochen hätte!“

„Dummes Mädchen!“ fuhr sie die Großmutter barsch an, um dann erklärend, mehr zu Maria Quaranta als zu mir, weiterzusprechen:

„Das sind Kinderliebchaften gewesen zwischen der Rosita und dem Antonio, Frau Gräfin. Das hätte ich nie zugelassen, daß sie solch einen armen Burschen heiratet ohne Eltern und Heimat, der von der Gnade allein lebt. Und die Madonna segne mich!“ Bei diesen Worten machte sie einen kurzen Knicks und schlug wieder das Kreuz.

Wir verabschiedeten uns bald und gingen den mühsamen Weg vom Dorf zum Kastell hinauf. Der junge Graf Quaranta war an meiner Seite.

„Das ist so eine Geschichte mit dem Antonio,“ sagte er, wie um sich zu erinnern. „Damals fanden sie ihn ausgelegt am Stein unter der Madonna de' Sassi am Weg nach Santa

Lucia. Mein Vater nahm das Kind auf das Kastell, zog es groß — und mit vielen Schlägen ging alles gut. Denn Antonio ist ein eigensinniger Junge und wild wie eine Bestie. Er wuchs mit Rosita auf, und die beiden hatten sich nun in den Kopf gesetzt, sie wollten sich heiraten, und hatten sich auch bei der Madonna de' Sassi versprochen. Das ist so eine Geschichte bei der Madonna da oben. Die hält die Liebenden zusammen, die zu ihr beten. Na, aber die Großmutter der Rosita und mein Vater wollten das nicht. Was ist auch der Antonio? Ein armer Junge, der sich nicht ernähren kann. So machten sie's kurz und brachten ihn im Herbst zu mir herüber...“

„Glauben Sie, daß er sich das lange gefallen läßt, Graf?“ fragte ich voll Zweifel.

„Muß er doch! Was soll er tun?“

„Zurückkommen!“

Der Graf stazte und war so voll Schrecken, daß ich merkte, diese Möglichkeit war ihm bislang noch nicht gekommen. „Und was dann? Doch nein, vorerst kann er gar nicht reisen! Er verdient kein Geld. Und bis er soviel erspart hat zur Bahn, bis dahin wird die Madonna schon vergessen und helfen!“

„Und wenn sie nicht hilft?“ fragte ich.

„Dann, dann sticht er den Tomasi oder die Rosita tot!“

Ich wußte nicht, sollte ich diesen Schluß für Scherz oder Ernst nehmen; aber da der Graf mit dem glücklichen Naturell seiner Art den Zeigefinger von rechts nach links bewegte und sich lachend zu den andern wandte, gab ich mich der gewohnheitsmäßigen Ueberzeugung hin, daß Totstechen eine außergewöhnliche Handlung sei, die nicht alle Tage vollbracht wird.

Die Tage gingen, und in der Folge ihrer Abwechslungen ward Rositas verratene Liebe zu Antonio auch von mir vergessen.

Da kam ein anderer Morgen.

Rosita kam in Eile und Angst zum Kastell heraufgelaufen. Giuseppe Tomasi war ihr auf den Fersen. Seine Augen drohten, sein Gesicht war blutrot und röter wie der Wollschal um seine Hüften, in dem das Messer blitzte. Halb tot vor Aufregung erzählte sie unter Flüchen und Bekreuzigungen, was ich schon lange gefürchtet hatte: Antonio sei im Dorf heute nach der Frühmesse wäre er an Rosita getreten und habe sie aufgefordert, ihn zum Ave Maria oben bei der Madonna de' Sassi zu erwarten. Wenn sie nicht käme... Rosita wußte vor Angst nicht mehr, was er gesagt hatte. Aber wir wußten es ja alle.

Und dann hatte Giuseppe Tomasi auch erfahren, daß Antonio unten in der Taverna del Mare einen halben Liter Wein getrunken und erzählt habe, er sei aus dem Palazzo zu Neapel, der wie ein Gefängnis sei, entronnen und habe acht Tage lang Calabrien durchwandert bis nach Reggio hinauf. Ein paar Soldi für die Fähr von San Giovanni nach Messina seien noch in seiner Tasche gewesen. Und von dort nach Tremestieri — das sei nur eine kurze Tour, wenn man zu seiner Braut und in die Heimat wolle.

„Aber Rosita sei ja schon verheiratet...“

Da sei Antonio aufgesprungen an die Kehle des Wirtes und habe ihm Wort für Wort Rosita's Wohnung herausgewürgt — und dann sei er verschwunden wie der leibhaftige Teufel.

Wir starrten vor Schrecken in alle Ecken des Saales, zu allen Fenstern hinaus, als müsse von irgend woher Unglück kommen. Die Ate und Rosita kreischten vor Angst und beteten und riefen alle Heiligen an und schlugen das Kreuz einmal über das andere. Wir überlegten. Es war unmöglich, auf gute Weise Antonios habhaft zu werden.

So beschloßen wir, mit Rosita hinauf zu der Madonna de' Sassi zu gehen. Die beiden Carabinieri des Dorfes sollten uns begleiten; denn es war zweifellos, daß Antonio nicht ohne Waffen kam.

Als die Sonne zum Aetna hinuntersank und nur noch auf dem frischen Schnee seiner Höhen wie schimmerndes Kristall blinkte, zogen wir aus wie die Häscher. Eine ganze Kavalkade um einen einzigen jungen Burschen! Die Carabinieri stampften in ihrer prunkenden Uniform vor. Giuseppe Tomasi feuerte ihre schläfrige Gleichgültigkeit mit Wutausbrüchen an. Rosita ging schluchzend dahinter. Und dann kamen Maria Quaranta, der junge Graf und ich.

Die Madonna de' Sassi ist ein kleines Heiligenbild an einer gewaltigen Steineiche, oben auf dem einsamen Weg nach Santa Lucia. Zu ihr beten die Liebenden um Vereinigung und Kindersegen. Der Weg steigt an; durch Olivenkulturen und Ginstergebüsch führt er über Stein und festgewordenes Lavageröll bis zu einer Höhe von vierhundert Metern und sinkt dann hinunter zum andern Meer.

Im Dorfe hatte sich das Gerücht verbreitet, daß wir ausgehen wollten, Antonio zu greifen, und viele Leute von Tremestieri waren herauf nach dem Kastell gekommen. Sie gaben uns eine kurze Strecke das Geleit. Eigentlich wußten sie nicht recht warum. Denn den Antonio hatten sie zweiundzwanzig Jahre lang jeden Tag gesehen und kannten ihn gut, sodaß es nichts Neues gewesen wäre, wenn die Carabinieri ihn heruntergebracht hätten, damit er hinter Schloß und Riegel im Kastell zur Vernunft käme. Aber da war etwas anderes im Blut dieser Leute und machte die Beine stink. Das pulste für Antonio und war ein Aufbegehren der Lust, die das Recht auf Rache billigt.

Als der Weg zu beschwerlich wurde, ließen sie uns. Langsam stiegen wir. Die Sonne war gesunken. Stumpf stahlen sich die weißen Spitzen der Berge in den weiten Himmel; zu beiden ferneren Seiten zogen die Meere ihren blauschwarzen, unruhigen Faden. Aus dem Dorf hallten die ersten Glockenzüge zum Ave Maria. Wir hielten einen Augenblick an. Die Männer entblößten das Haupt. Wir neigten uns in ängstlicher Scheu und schlugen das Kreuz.

Dann stiegen wir zu Santa Lucia nieder. Nach kurzen Schritten setzte der Wald an, und Rosita sagte, in zehn Minuten seien wir am Heiligenbild. Ohne zu wissen, stockte uns allen der Atem; langsam setzten wir den Fuß weiter und hoben nicht den Blick. Es war, als läße uns allen jemand im Nacken, den wir nicht allzu gern weiter trügen. Wir schauerten beim Säufeln der Blätter und hörten das Geräusch unserer Füße wie eine große Angst. Wir sahen tausend Schatten über den ausgetrockneten Weg jagen und dachten alle nur eines: Antonio!

Giuseppe Tomasi und die Carabinieri waren voran, Rosita kroch nur zwischen uns her wie eine gewissenlose Katze.

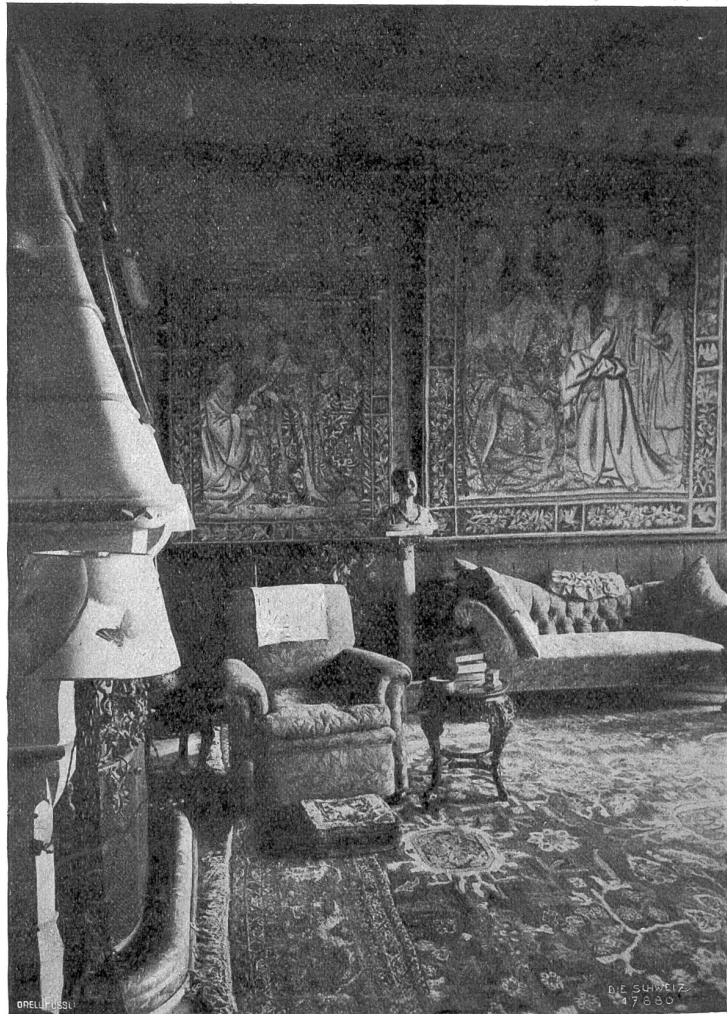
Da läuteten die Glocken von ferne herauf, dreimal — langsam verhallend. Den Angelos. Wie wir nun alle den Blick hoben und Giuseppe Tomasi als erster den Blick hob, da hing unter den breiten Zweigen der nächsten Steineiche, von einem Lämpchen müde beleuchtet, in friedlicher Schöne die Madonna de' Sassi.

Das Lämpchen flackerte, fast wollte es verlöschen. War es ein Windhauch, war es ein Schatten, der herüberfiel?

Wir meinten alle, es sei ein Schatten. Wir blieben dicht nebeneinander und schauten uns still an; dann — dann war es, als lächelten wir alle über das, was in uns vorging und das geheim zu halten wir uns bestrebten.

Das waren die Schauer der Angst vor dem Gewissen.

Plötzlich geschah es, als führe etwas durch die Luft: irgendwoher kam es aus dem dunkeln Gestrüpp und war wie ein Strahl — ein einziger Laut, nur wie Stöhnen, ging durch die Luft. Dann folgte ein lauter, gemeiner Fluch. Der brachte mich zu Verstand. Und wie ich wieder sehend geworden, lag Giuseppe Tomasi auf der Erde, und der kleinere der beiden Carabinieri überschlug sich, daß die Beine sich gegen das niedrige Madonnenbild an der Steineiche stemmten. Dazwischen wühlte eine geschmeidige, flinke Gestalt. Hände reckten sich nach ihr, und wie ich genau zusah, packten der Graf und der große Carabinieri ein trozigblickendes, schneeblasses Haupt: Antonio. Sie banden ihn an den zitternden Händen. Doch bevor sie ihn ganz fest knielten, sah ich sein Anlitze sich nach der Madonna wenden,



Neu-Buonas. Bureau des Schloßherrn (Baron v. Kleist-v. Gengenbach).

und die Hand zuckte empor zum Heiligenbild. Und Blick und Hand waren eine furchtbare Drohung.

„Laßt mir Antonio!“ wollte ich schreien. „Er ist kein Mörder! Er trägt wie ihr, ihr alle... alle... den Fluch seines Blutes! Laßt ihn doch frei...“

Eine andere schrie es für mich: Rosita. Sie lag, die Hände zur Madonna erhoben, neben Giuseppe und dem Carabiniere und betete und schrie. Aber niemand hörte ihr zu, und als der Carabiniere mit Antonio, den die Fessel niederzwang, schon zum Gehen sich wandte, sprang sie auf, fuhr mit der Hand vom Herzen zum Weihgefäß unter dem Madonnenbild, und in den Blutschweiß seiner feuchten Haare tropfte sie langsam kühl das heilige Wasser...

Antonio kam vor den Richter; er sollte in das Zuchthaus von Messina eingeliefert werden.

Die Leute von Tremestieri waren alle auf der Station, als der Zug einlief, der ihn fortbringen sollte, und ein unruhiges Murren ging durch die Menge.

Ich sah Antonios stolzes, bleiches Gesicht, sah seinen heißen Blick lauern, zermüht von der Leidenschaft zerflörter Tage, aufs neue nur den Fluch des Blutes sinnend, aufgepeitscht durch den einzigen Dämon all seiner Lebensenergien: Rache! Und wie er schritt, so fest und sicher, mit der Ueberzeugung von seinem Recht, wie ein gebundener Tiger, stolz und gierig, legte sich eine Stille um ihn, die schaudern machte... Dann kam der Zug.....

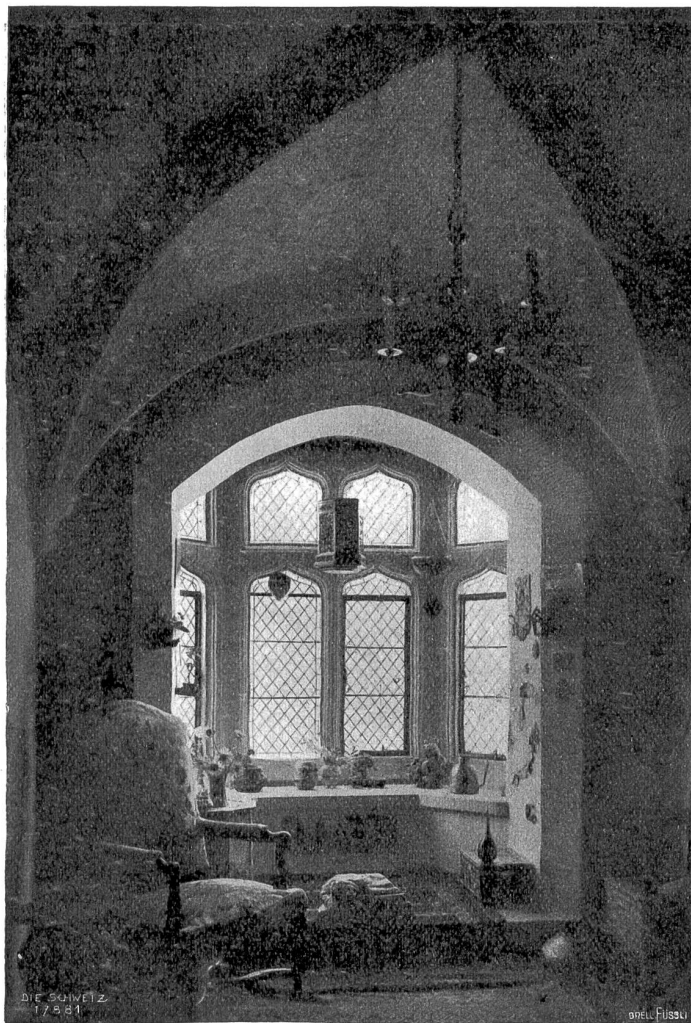
Wenn nun die Zuchthäuser Messinas selbst sich öffneten, aller menschlichen Gerechtigkeit Hohn schreiend, und Antonio mit gesunkenen Händen vor den Trümmerhaufen seiner Heimat und seiner Liebe stand, wird der letzte Sinn seines Lebens in nichts zerronnen sein. Er wird nicht gefunden haben, an wem er das Wort räche, das in das Stempfen der absahrenden Maschine, die ihn zum Zuchthaus brachte, auf der Station von Tremestieri wie Fluch und Begeisterung zugleich grollte und „Mörder, Mörder!“ hieß...

Buonas.

(Schluß).

Mit sieben Abbildungen von Neu-Buonas nach photographischen Aufnahmen von Alfred Kyffel, Zürich.

Wie so manche andere Mitter suchten die Hertenstein vor den demokratischen Stürmen des vierzehnten Jahrhunderts ihre Zuflucht in städtischer Einbürgerung und wurden Luzerner.



Neu-Buonas. Museum der Frau Baronin v. Kleist-v. Gonzenbach.

Schon in der zweiten Generation in der Stadt finden wir die Schultheißenwürde. Die freien Gerichtsherrschaften haben freiwillig Luzern und Zug immer mehr zu beschränken gesucht. Der Sohn des ersten Schultheißen des Namens, Ulrich, ist Caspar von Hertenstein, der berühmteste seines Geschlechtes, ebenfalls Schultheiß, einer der Höchstkommmandierenden zu Murten, öfter Gesandter an verschiedenen Höfen, namentlich Ludwigs XI. von Frankreich. Unter seiner Herrschaft ist Buonas abgebrannt. Auch sein Sohn Jakob ist wieder Schultheiß. Er ist Holbeins Mäcen. Wegen der vielen Reibereien mit den Zugern verkaufte ihm die miterbenden Brüder ihre Anrechte; aber unter seinen beiden Söhnen gehen dann Herrschaft und Stadtsitz auseinander. Der ältere, Leodegar, erhält Buonas und bürgert sich in Zug ein. Die Luzerner haben ihn dann aber wieder davon abgebracht. Auch Leodegar erscheint als eine bedeutende Persönlichkeit, hat sich in französischen und italienischen Feldzügen ausgezeichnet. Zwei seiner vier Söhne stattete er geistlich aus, um die beiden andern im möglichst unverstümmelten Besitz der Herrschaft zu hinterlassen. Die beiden Kirchenherren wollten sich nachherhand nicht damit abfinden; es kam zu unerquicklichen Erbhandeln, und man mußte sie büßen, weil sie den Brüdern Verbrennung des Schlosses angedroht hatten. Im siebzehnten Jahrhundert haben Bruderzwiste um das Erbe die Blüte des Hauses beeinträchtigt. „Dein Bruder wie du Meiner!“ unterzeichnet da einer ein Schreiben. Und die Untertanen und die Zuger machten sich die Wirrnisse selbstverständlich zu Nutzen.

Durch Anna Katharina von Hertenstein kam, was übrig war von Buonas, an die Familie Schwyzer. Wir treten in die dritte Phase seiner Geschichte, die der Schwyzer von Buonas, wie das Geschlecht nun heißt. Der erste, Johann Martin, hat das Erbe wieder kräftig gehoben. Er war ein Mann von klarem, praktischem Verstand, tätig und von hoher Bildung. Durch ein halbes Jahrhundert bekleidete er die höchsten Ämter. Dieser Schultheiß Schwyzer führte im Zwölfer Krieg das Kommando bei Villmergen. Es ging auch gut auf seinem Flügel. Aber auf dem andern wurden eben die Berner Meister. Der Gram über die Niederlage brachte ihn binnen Jahresfrist ins Grab. Auch sein erster Sohn war Soldat und diente in Italien. Der andere figu-